

Prostratio und Pickelheringsreigen : Engelbert Kaempfers Erlebnisse im Schloss zu Edo und deren Hintergrund

Michel, Wolfgang

Faculty of Languages and Cultures, Kyushu University : Professor : History of Euro-Japanese Cultural Exchange

<https://hdl.handle.net/2324/2850>

出版情報 : Schwellenüberschreitungen. 2000, pp.124-134, 2000. 日本独文学会
バージョン :
権利関係 :





Japanische Gesellschaft für Germanistik

Schwellen überschreitungen

Asiatische Germanistentagung

Fukuoka 21.-24. August 1999

Asiatische Germanistentagung in Fukuoka 1999 Dokumentation

Herausgeber: Japanische Gesellschaft für Germanistik

c/o IKUBUNDO, Hongo 5-30-21, Bunkyo-ku, 113-0033 Tokyo/ JAPAN

Redaktion: IKEDA Nobuo, GIACOMUZZI Peter, HIROSAWA Eriko, MATSUNAGA Miho, NIINO Morihiro, OMIYA Kan'ichiro, SAKAI Kazumi, SAMBE Shinichi, SHIBUTANI Tetsuya, STUMPP Gabriele, TANAKA Shin, YAHABA Takashi, YAMAJI Asahiko

2000 SANSHUSHA-Verlag, Tokyo

© Japanische Gesellschaft für Germanistik

Gestaltung: Brain Corporation, Tokyo

ISBN 4-384-04018-0 C3848

Prostratio und Pickelheringsreigen

— Engelbert Kaempfers Erlebnisse im Schloß zu Edo und deren Hintergrund —

Wolfgang MICHEL (Universität Kyushu, jp)

Kurz und schlecht

Den 29. März Anno 1691 stieg Engelbert Kaempfer in den Tragekorb vor seiner Herberge in Edo. Er und sein Vorgesetzter, der Leiter der Handelsniederlassung Deshima, Hendrik van Buijtenhem, brachen auf zum Schloß. Für Kaempfer, den eine achtjährige, durch Zufälle, schnelle Entschlüsse und mangelnde Alternativen gesteuerte Reise ins Ultima Thule des Ostens gebracht hatte, stand ein großer Tag an. Daß er zu den vier Europäern gehörte, denen man diese Fahrt durch das seit Dekaden unzugängliche Land gewährt hatte, verdankte er seinem Beruf. In der ‚Verenigde Oostindische Compagnie‘ (VOC) zählte seinesgleichen nicht zum ‚qualifizierten‘ Personal, doch in der Hofstadt Edo legte man großen Wert auf die Kontakte zu den fremden Chirurgen. Nun geleitete man die Besucher durch die langen Gänge ins Innere der gewaltigen Schloßanlage. Kaempfer wußte als sorgfältiger Rechercheur, was sie erwartete, doch erschütterte ihn das Erleben nicht wenig. Man führte die kleine Schar zunächst in ein Antichambre, wo sie geziemend warten mußten. Dann wurde der Faktoreileiter zum Audienzsaal geleitet, während seine Begleiter zurückbleiben mußten. Kaum war Buijtenhem an dem ihm angewiesenen Platz angelangt, schreibt Kaempfer,

alß man überlaut riefte: Hollanda Capitain! zu einem Zeichen, daß er herbeÿ treten und die Reverentz des Homagii ablegen solte; worauf er zwischen den Ort der rangirten Geschenke und dem hohen Sitzplatz seiner Majestät, so weit man ihme anwiese, auf Händen und Knien herbeÿ kroche, und auf dem Knie liegende, das Haupt auf den Boden neigte, und in selbiger Positur wie ein Kребß, ohne die geringste Wortwechselung wieder zurück kroche. Also kurtz und schlecht geht es der Nahmhafften Audientz in sein Werck.¹

Und — wie um Verständnis heischend — fügte Kaempfer hinzu, daß es den großen Landesherren, d.h. den japanischen Fürsten, bei ihrer jährlichen Audienz nicht besser ginge und diese ebenfalls nach Aufruf ihres Namens „mit Stillschweigen einen gleichen Reverentz zu Bezeugung ihrer Demut und Gehorsams ablegen, und wieder rücklings davon kriechen müssen.“²

Doch damit war der Kelch an den Europäern noch nicht vorbei gegangen. Anders als seine Vorgänger und alle seine Nachfahren wünschte der Shôgun Tsunayoshi, der fünfte Herrscher der Tokugawa-Dynastie, eine

weitere Begegnung. Und so führte man die Fremden „nach der ersten Audientz tieffer in den Pallast“, um sie nach Kaempfers Eindruck „dem kaiserlichem Frauenzimmer, auch zu diesem actu genötigten curieusen Printzessinen keiserlichen Geblüets, zur Speculation und Ergötzlichkeit vorzustellen; da dan seine Majestet nebst dem Frauenzimmer hinter der Jalousiematten verdeckt, Reichsrähte und zur Audientz verordnete hohe Bediente öffentlich zugegen sitzen.“ Für diesen zweiten Akt fand Kaempfer nur sarkastische Worte. Zu Beginn der, wie er schrieb, „Comedia“ legte ein jeder gegen die hinter einer Art Jalousie verborgene Majestät „mit Bückung des Hauptes biß zum Grunde die Japonische Submission“ ab. Es folgten „leppische Fragen“ nach Alter, Namen, zu geographischen Distanzen, Krankheiten und anderem mehr, die ihnen über einen Dolmetscher und einen weiteren Mittler zu Gehör gebracht wurden. Und dann setzte das ein, was Kaempfer unter Rückgriff auf eine 1618 von dem englischen Schauspieler R. Reynold geschaffene komischen Figur, als Pickelheringsreigen charakterisierte.³ Der Shôgun hatte inzwischen Feuer gefangen. Er rückte näher zur Jalousie und, so fährt Kaempfer fort,

hiesse unß unser Cappa oder Ehren-Kleid ablegen und aufricht sitzen, damit er unß könnte unter Augen sehen; bald aufstehen und spatzieren, bald mit einander complimentiren, dan tantzen, springen, truncken Mann spielen, Japanisch sprechen, Hollandisch lesen, mahlen, singen, die Mantel bald umb bald wieder ab legen⁴

„Solche Kurtzweil und andere ohnzehlbahre Affenstreiche“, heißt es zum Ende der ausführlichen Beschreibung, „musten wir unß gefallen lassen auf des Kaisers Verlangen“⁵.

Das Mißvergnügen des Lemgoer Japanreisenden ist unüberhörbar. Indes wundert man sich ein wenig, wenn er es für wichtig erachtet, vor dem Leser alle fünf Strophen einer süßlich-billigen Liebesarie auszubreiten, die er bei dieser Gelegenheit zum besten gab.⁶ Und auch sonst richteten die Erlebnisse am Hofe zu Edo, die er im folgenden Jahr um ein weiteres vertiefen durfte, in Kaempfers Japanbild wenig Schaden an. Ihm galten die Japaner als ein Volk, das „an Sitten, Tugenden, Künsten und feinem Betragen“ allen anderen Völkern überlegen war.⁷ Im Gegensatz zu manchem Autor aus dem katholischen Lager wie der Jesuit Charlesvoix, blieb der Pfarrersohn Kaempfer sogar bei der Darstellung ‘heidnischer’ Religionen erstaunlich ruhig. Dank dieser Haltung und seiner für jene Zeit bemerkenswerten Systematik wurde sein in mehreren Sprachen posthum publiziertes Werk zur wichtigsten Japanquelle des 18. Jahrhunderts.

Die bislang eingehendste und brillianteste Analyse der Wirkung des Buches stammt aus der Feder Peter Kapitza⁸. Wie so oft, erkennt man auch im Falle des Kaempferschen Textes die verschiedensten Formen der Verarbeitung, ja willkürlicher Usurpation durch die Leser. Zwar dominierte in den japanbezogenen Artikeln von Enzyklopädien und ähnlichen Nachschlagewerken die sachliche Nutzung der Kaempferschen

landeskundlichen Informationen. Doch waren besonders unter Schriftstellern die Reaktionen auf die Audienzszene heftiger und häufiger, als es wohl auch der Autor antizipierte. Das katholische Europa litt nach der Vertreibung seiner Missionare aus Japan an einer offenen Wunde, in die protestantische Autoren nicht ungern Salz streuten. Kaempfers Beschreibung der um des Mammons willen vor dem Shôgun schauspielernden Niederländer lieferte eine willkommene Gelegenheit, es den reformierten Kaufleuten heimzuzahlen.⁹ Doch der Stachel ging allen unter die Haut, wohl weil die sieggewohnten Kolonisatoren sich hier in Demut üben mußten. Goethes gelassene Bemerkungen in seinem *Vorschlag zur Einführung der deutschen Sprache in Polen* waren da eine seltene Ausnahme.¹⁰ Binnen kurzem hatte sich die emotional beladene Schloßszene im Japanbild des Westens verhakht und trotzte allem historischen Wandel.

Denn als Kaempfers Buch 1727 in englischer Übersetzung erstmals erschien, hatte der von ihm vorgestellte japanische Kaiser bereits das Zeitliche gesegnet. Besagte „Affenstreiche“ fanden seit zwei Jahrzehnten nicht mehr statt, was der aufmerksame europäische Leser spätestens in den achtziger und neunziger Jahren anhand einer der vielen Ausgaben von Carl Peter Thunbergs Reisewerk hätte feststellen können. Doch sogar der eminente Philipp Franz von Siebold, der 1826 nach Edo zog und an der Audienz teilnahm, betonte in seinem Opus *Nippon*, er und seine Gefährten hätten noch „von Glück sagen“ können,

daß die von Engelbert Kaempfer beschriebene, von Tanzen und Singen begleitete Privatvorstellung der Niederländer vor dem hinter durchsichtigen Bambusmatten versteckten Hofe inzwischen abgeschafft worden war.¹¹

Und als Philipp Körber 1850 *Engelbert Kaempfers Reise* für die Jugend herausgab, mochte er keine der zahlreichen Illustrationen früherer Editionen übernehmen. Auch ihn faszinierten, wie das Frontispiz zeigt, die am Hofe tanzenden Holländer. Wohl um den Regisseur des Spektakels zu entlarven, zerrte er überdies den grinsenden Shôgun vor die Jalousie.¹²

Kehren wir wieder zurück ins 17. Jahrhundert. Besagter „zweiter Akt“ fand nicht nur in den Jahren 1691 und 92 statt, als Kaempfer in Japan weilte. Diese Neuerung hatte der regierende Shôgun Tsunayoshi schon bei seiner ersten Begegnung mit den Niederländern im Jahre 1682 eingeführt.¹³

Am 5. April jenes Jahres morgens um 8 Uhr hatten sich der Faktoreileiter Hendrick Canzius, sein kaufmännischer Assistent Gerrit de Heere sowie der Chirurg Jan Bartelsz Benedictus (sic) zusammen mit einer kleinen Entourage zum Schloß begeben. Nach eins, zwei Stunden in der Wache führte man sie zunächst ins Antichambre, wo es laut Canzius nicht an neugierigen Gaffern mangelte. Einer weitere Stunde später zog er zum Ort der Referenz, um vor seiner Majestät „die übliche Ehrerweisung“ abzulegen. Nach der Rückkehr ins Antichambre beglückwünschten ihn der Nagasaki-Gouverneur, der Reichsinpekteur und viele andere, daß der

Kaiser so nahe bei ihm gesessen habe. Worüber er nicht schlecht staunte. Doch das war „nur der Beginn“, nun „ging es erst richtig los“. Denn nach einer Viertelstunde wurden sie alle drei tief in den Palast geleitet und nach einem kurzen Aufenthalt auf einer Gallerie schließlich vor einer Jalousie plaziert: der Faktoreileiter in einer Entfernung von zwei, der Chirurg und Assistent von zweieinhalb Matten. Hier „knieten sie auf japanische Weise nieder“. Hinter der Jalousie saßen der Shôgun ein wenig erhoben, hinter ihm erkannte Canzius einige Bedienstete, sowie zur Linken drei und zur Rechten zwei Reichsräte. „Nachdem sie ein wenig auf die japanische Weise gelegen hatten“, befahl der Tsunayoshi, sie sollten wieder aufrecht sitzen.

Zwar konnte Canzius den Shôgun hören, doch offiziell passierte jedes Wort seiner Majestät den Reichsinspekteur sowie einen Reichsrat, bevor sie vom Dolmetscher übertragen wurden. Tsunayoshi hatte diverse Fragen: Was die Niederländer über das Wetter dächten und ob der Regen bald aufhören würde. 2. Warum sie verschiedene Haare hätten. 3. Ob es in Holland so kalt sei wie in Japan. 4. Ob sie Instrumente dabei hätten. 5. Ob die holländischen Ärzte auch medizinische Tränke eingäben. 6. Ob die Holländer sängen.

Anschließend mußten sie miteinander überlaut auf holländisch sprechen. Auf Wunsch seiner Majestät gaben Bartelsz und de Heere ein Liebeslied zum besten, jedoch nur zwei Strophen, denn nach Meinung des Faktoreileiters sänge man in Japan nicht lange. Anschließend mußten sie aufstehen. Das kam ihnen wohl zustatten, kommentierte Canzius, weil ihnen das Sitzen auf japanische Weise doch sehr mühselig war. Er mußte den Mantel ausziehen. Nachdem er ein wenig gestanden hatte, befahl Tsunayoshi, er solle sich umdrehen, wa er aber — aus Angst, unhöflich zu sein — erst tat, nachdem man ihm versichert hatte, daß dies der Wille ihrer Majestät sei. Für eine Weile stand er nun mit dem Rücken zum Shôgun. Schließlich wurde ihnen bedeutet, sie sollten sich verabschieden, was sie wiederum „auf japanische Manier“ taten.

Im Antichambre wurde von den Japanern lang und breit besprochen, was für eine unerhörte Ehre und Glück dies gewesen sei. Besonders der Reichsinspektur und der Nagasaki Gouverneur erklärten, in den 42 Jahren, seit die Holländer in Nagasaki residierten, wäre keinem „Kapitan“ solche Ehre zuteil worden. Canzius versuchte, den Überschwang zu nutzen und erwiderte, er selbst sei über ungewöhnliche Ehre höchst erfreut und fühle sich sehr verpflichtet, hoffe jedoch auch, daß die Kompanie dieselben Freiheiten, die sie hier vor 42 Jahre genossen habe, wieder erlangen möge einschließlich eines ungebundenen Handels. Doch mußte er leider feststellen, daß der Dolmetscher zwar den ersten Teil seiner Äußerung übersetzte, nicht aber den zweiten. Auf die Frage nach dem Grund hieß es, jetzt könne man darüber nicht sprechen. Dazu sei keine Zeit. Den Rest des Tages verbrachten die Niederländer wie jedes Jahr damit, dem Kronprinzen sowie den Reichsräten und anderen hohen Herren Dankgeschenke zu übermitteln.

Interessanterweise fand Canzius trotz der Jalouse mehr über Tsunayoshi heraus als alle seine Nachfolger und auch Kaempfer. Ihm zufolge hatte seine kaiserliche Majestät über einem weißen Rock einen purpurroten

Rock an mit zwei Schwertern, ohne sich im geringsten unter den anderen Herren herauszuheben. Das einzige was ihn unterschied, war, daß er keine „Compliment-Kleider“ (Zeremonial-Kleider) anhatte wie die anderen. Er sei sehr weiß gewesen, blickte sehr lebendig um sich, schien von mittelmäßiger Körperlänge zu sein und sprach sehr hell und klar. Alle drei Niederländer hätten die Majestät so perfekt sehen können und sprechen hören, als sei da keine Matte gewesen.

Bis zum Ende der Herrschaft Tsunayoshis im Jahre 1706 berichteten die meisten Leiter der Handelsniederlassung Deshima über eine solche zweite Begegnung im Inneren des Schloßareals, d.h. im privaten Bereich des Shôgun.¹⁴ Der Ablauf folgte im Wesentlichen dem obigen Muster. Am Anfang standen Fragen, die um einige wenige Themen kreisten: Herrscher und Herrschaftsformen, Verbrechen und Strafen, langes Leben, Krankheiten und deren Therapie, Tod und Trauer, Religion, Kleidung und europäische Höflichkeitsformen. Es folgten fast durchweg Wünsche nach fröhlichen Liedern, Tänzen (vorzugsweise mit Sprüngen und Händeklatschen) sowie nach pantomimischer Demonstration westlicher Verhaltensweisen: Herumgehen, Begrüßungsformen, Trunkenheit, Trösten von Kindern, Weinen (wurde abgelehnt), sowie dem Vorzeigen diverser Kleidungsstücke. Dazu kamen niederländisches Geplauder, japanischer Kauderwelsch und gelegentlich das Schreiben lateinischer Buchstaben.

Das starke Interesse des Hofes an dem fremden und seltenen Besuch ist durchaus verständlich, gab es in Edo doch schon über ein halbes Jahrhundert lang kaum eine Gelegenheit zu solchen internationalen Begegnungen. Doch die Inkonsistenz in Inhalt und Niveau der Fragen und Wünsche, diese eigentümliche Mischung aus Rationalität und Überschreitung der Grenzen hatte wohl viel mit der besonderen Befindlichkeit des Herrschers zu tun. Offensichtlich war Tsunayoshi von Zeit zu Zeit nicht imstande, seine Neugierde und das Bedürfnis nach Unterhaltung den durch die Situation und sein Amt geforderten Notwendigkeiten unterzuordnen. Auch nach japanischen Maßstäben fiel dieser Shôgun im Werdegang wie in seiner Politik aus dem Rahmen — so sehr, daß man in der Forschung ernst zu nehmende psycho-pathologische Deutungsversuche findet.¹⁵

Wenden wir uns nun der ersten, der offiziellen Audienz zu, die weitaus älter war als das Intermezzo der Regentschaft Tsunayoshis und bis ins 19. Jahrhundert durchgeführt wurde. Schon 1609 hatten die Repräsentanten der niederländischen Ostindischen Kompanie durch den Begründer der Tokugawa-Dynastie, dem Shôgun Ieyasu, das Privileg einer jährlichen Reise zum Hofe erhalten. Kaempfer zeigte sich, wie eingangs berichtet, über den ersten Akt ebenfalls wenig begeistert. Sollte er in all den Jahrzehnten der einzige sensible Europäer gewesen sein? Der Vorgang selbst war im Generalgouvernement Batavias bestens bekannt. Und in der Tat gab es robuste Naturen, welche die Angelegenheit in ein paar Zeilen anhandelten. Doch bei nicht wenigen Faktoreileiter schlugen die Emotionen bis ins Diensttagebuch des Kontors Deshima durch.¹⁶ Aus ihrer Sicht zogen sie zu einer Audienz nach Edo, doch das, was sie beharrlich so zu nennen pflegten, hatte wenig mit den diesbezüglichen westlichen Vorstellungen zu tun.

„Audientia“

Natürlich gab es in vielen Gesellschaften jener Zeit reglementierte Begegnungen zwischen dem Herrscher und Personen aus dem Kreis der Beherrschten bzw. Gästen und Gesandten aus der Fremde. Das Abendland verwendete hierfür den Terminus „Audienz“ (audiencia, audience, audiëntie usw.), der von seiner Etymologie her das Anhören impliziert, was wiederum räumliche Nähe und Sprechakte voraussetzt. Allerdings war das Rederecht in diesen Zeremonien ungleich verteilt; zudem wurden Zeichen des Respekts, der Unterwerfung verlangt. Es gab weitere Formen mit einem gewissen körperlichen Kontakt der agierenden Hauptpersonen; man erinnere sich an das Küssen bischöflicher Ringe oder an den Fußkuß, den Friedrich II. von Hohenstaufen im 13. Jahrhundert entgegennahm.

Audienzen dienten als Ausdruck von Anerkennung und Ehrung, indem man sie auf bestimmte Personen oder gesellschaftliche Ränge beschränkte. Wie gedruckte Berichte über wichtige Audienzen zeigen, spielten daher die Beobachter — meist der Hofstaat, hochgestellte Besucher sowie die Entourage des Audienzempfängers — auf der sorgfältig arrangierten Bühne eine wichtige Rolle. Manchmal nutzten Herrscher diese Form auch, um hierarchische Strukturen zu überspringen. Die Mehrzahl der Audienzen diente jedoch der Bestätigung eines bestimmten Zustandes bzw. sozialen Verhältnisses.

Körperliche Signale der Ergebenheit und Unterwerfung wurden in Ost und West verlangt. Selbst vor dem vergleichsweise unbedeutenden Grafen Friedrich Adolf in der lippischen Heimat Kaempfers zog man den Hut, machte tiefe Verbeugungen und redete nur, wenn es gestattet war. Was Höflichkeit und Förmlichkeit war, bestimmte der Hof.

Auffahrt

Das Verdienst, die Reisen der Faktoreileiter von Nagasaki nach Edo ins Japanbild des europäischen Lesepublikums eingeführt zu haben, gebührt nicht Kaempfer, sondern dem niederländischen Publizisten Arnoldus Montanus. Er hatte zwar nie Europa verlassen, konnte aber aufgrund intensiver Studien iberischer Publikationen und der Materialien der Ostindischen Kompanie ein detailliertes Bild von Land und Leuten sowie wichtiger Reisen zum Hofe des Shôgun malen. Seine 1669 gedruckten *Gedenkwaerdige Gesantschappen der Oost-Indische Maetschappy in't Vereenigde Nederland aen de Kaisaren van Japan* erschienen ein Jahr darauf auf deutsch, später auch in englischer und französischer Ausgabe.¹⁷ Kaempfer, dessen nach Sachaspekten strukturiertes Buch eigentlich bahnbrechend war, aber deswegen auch wenig unterhaltsam war, wußte um die Wirkung der Montanusschen Beschreibungen. Und so fügte er seinem Manuskript das Reisetagebuch nach Edo bei, das im Verein mit dem ersten Kapitel über die stürmische Schiffsreise und Ankunft in Nagasaki dem trocknen lexikalisch-deskriptiven Hauptteil einen bunten, narrativen Rahmen gab.

Reisebeschreibungen waren und sind beliebt, und besonders die Reise an den Hof eines geheimnisumwitterten

Fürsten im fernsten Osten gab dramaturgisch mehr her als bloßes Herumstreunen durch die Welt. Auch die japanische Seite hatte an der Inszenierung einiges Interesse. Technisch wäre es durchaus möglich gewesen, per Schiff von Nagasaki nach Edo zu ziehen. Doch das geschah kein einziges Mal, obwohl man nach Möglichkeit alle Kontakte der Fremden zur einheimischen Bevölkerung zu unterbinden suchte und das auf Schiffen sehr leicht gefallen wäre. Offensichtlich hatten der Landweg von Nagasaki nach Kokura und besonders die Strecke von Ôsaka nach Edo ihren Sinn. Da spielte zuallererst die Ökonomie keine kleine Rolle. Denn die Stationen für Mittagsmahl und Übernachtung waren so präzise verteilt und festgelegt, daß alle Flecken längs des Weges vom Durchzug der „Rotschöpfe“ und ihrem riesigen Troß profitierten. Zweifellos wurde die Börse der Kompanie, die alle Unkosten trug, kräftig angestoßen.

Nicht unterschätzen sollte man aber auch die propagandistische Wirkung. Nach Dekaden des unruhigen Tastens hatte das Regime der Tokugawa seine ideologische Basis im Neo-Konfuzianismus des chinesischen Philosophen Zhuzi (jap. Shushi) gefunden. Hier waren Natur, Mensch und Gesellschaft in einem komplexen System verschmolzen, das stärker als im traditionellen Konfuzianismus den Aspekt der Autorität betonte. Die idealen Herrscher — und um solche mußte es sich bei den Tokugawa-Shôgunen handeln, da sie das vordem chaotische Archipel geeint und befriedet hatten — übten ihre Macht im Einklang mit der kosmischen Ordnung zum Wohle der Beherrschten aus und durften mit Fug und Recht deren Submission und Respekt erwarten. Im Laufe der vierziger Jahre des 17. Jahrhunderts war sogar ein wenig Spielraum gewonnen, um dieses Selbstverständnis auf die Stellung Japans in Ostasien auszuweiten.¹⁸ Man hatte aus China auch jene Weltsicht übernommen, die das eigene Land zum politisch-kulturellen Zentrum der Welt erklärte, das den weniger entwickelten Völkern unter dem Himmel als Leuchtfeuer dienen sollte. Nun wurde dieses Selbstbildnis im Falle des „Reiches der Mitte“ von Fakten und Ressourcen untermauert. Dort zogen in Zeiten der Blüte tatsächlich Gesandtschaften aus nah und fern zum Hofe, um Tribute darzubieten oder Geschenke, die man flugs als Tributleistung interpretierte.

In Japan jedoch gab es kaum etwas, um eine solche Rolle zu unterfüttern, dazu reichte weder die wirtschaftliche noch die politische Potenz des Archipels. Echte diplomatische Kontakte existierten nur zu Korea, das zum Regierungsantritt der Shôgune, d.h. nicht allzu häufig, eine beachtliche Gesandtschaft mit Glückwünschen schickte, die entsprechend ‚höflich‘ empfangen wurde. Ansonsten gab es nur noch die Repräsentanten des Königs von Ryûkyû (heute Okinawa), die wenig hermachten, von den Vertretern der als barbarisch geltenden Ainu aus dem kalten Ezo (Hokkaidô) ganz zu schweigen. Dennoch suchte man der eigenen Bevölkerung und sich selbst zumindest die Illusion von Weltgeltung zu vermitteln. Da schickte es sich gut, daß die Niederländer alljährlich aufzogen. Das Gefolge, das man ihnen zubilligte, ja geradezu aufzwang, wäre eines Fürsten würdig gewesen.¹⁹ Ebenso die geschlossenen Palaquine (Sänften), deren Benutzung eigentlich nur bestimmten

gesellschaftlichen Rängen erlaubt war und einem einheimischen Kaufmann das Leben gekostet hätte. Eine solche Entourage unterstrich nicht nur die Bedeutung des Faktoreileiters, der sich trotz aller Unkosten angesichts dieses Aufwandes als nicht ganz unbedeutsam fühlen durfte. Der lange Zug nach Edo mehrte zugleich das Ansehen des Shôgun, zu dessen Hof sich die Fremden aus dem fernen Westen bemühten.

Ein Haiku des begnadeten Dichters Matsuo Basho (1644-1694) aus dem Jahre 1678 zeigt, daß dieses Signal bei der Bevölkerung der Millionenstadt Edo angekommen war:

Kapitan mo tsukubawase-keri kimi ga haru

(Sogar der Kapitan ist gehalten, sich vor dem strahlenden Frühling unseres Herrschers niederzuwerfen).²⁰

Im Antichambre

Für den Tag im Schloß hatte man besonders edle Kleider und reichlich Geschenke mitgebracht, die nun auf eigens angefertigten Borden im ‚Großen Raum‘ (Ôhiroma) gefällig arrangiert wurden. Der Zweck der Unternehmung war den Faktoreileitern durchaus klar. Als Vertreter der Ostindischen Kompanie mußten sie für die Erlaubnis zum Handel in Japan danken und zugleich um gut Wetter für Fortsetzung dieses einträglichen Zustandes bitten.

Daß die VOC diese Zeremonie für überaus wichtig erachtete, zeigen z.B. die Ereignisse des Jahres 1634. Damals logierten in Edo auch portugiesische Kaufleute, die Mitte Mai vorgelassen werden sollten, während der Schloßbesuch der Holländer erst zum Monatsende anstand. Doch der Faktoreileiter Nikolaes Coeckebacker setzte alle ihm möglichen Mittel ein. Mit Erfolg, und so saßen schließlich beide Gruppen in ein und derselben Halle und warteten, einander schweigend musternd, auf ihren Auftritt. Daß Coeckebacker seinen Erfolg genoß, steht außer Zweifel. Voller Befriedigung nahmen er und seine Gefährten den ihnen zugewiesenen, ehrenvollen Platz im oberen Teil des Raumes ein.²¹ Zwar versuchten die Faktoreileiter immer aufs Neue, den finanziellen Aufwand für Reise und Geschenke zu drücken, doch nötigenfalls machte man die Geldschatulle weit auf. Als nach dem berühmten „Breskens-Zwischenfall“, der illegalen Anlandung eines holländischen Schiffes in Nordjapan, der Hof die Audienzen der Jahre 1648 und 1649 aussetzte, investierte die Kompanie gewaltige Summen, um eine, mit Geschenken überladene, prachtvoll ausgestaffierte Gesandtschaft nach Japan zu entsenden.²²

Wenn die Europäer am Morgen des großen Tages an einem bestimmten Tor des äußeren, sechs Kilometer langen Schloßwalls ankamen, führte man sie zunächst an diverse Wachen vorbei in eine Art Antichambre, einen Raum von etwa 36 Matten Größe²³. Dieser Ort entsprach westlichen Gepflogenheiten. Während man im Zeremonialsaal die letzten Vorbereitungen traf, unterstrich das Warten die Bedeutung des aus dem Alltag herauszuhebenden Vorganges. Die Ausstattung konnte sich sehen lassen und wurde in einigen Tagebüchern beschrieben. Auf den Schiebetüren Bilder von Löwen, Bäumen, kleinen Bergen, darüber Schnitzwerk mit Pfauen,

Blumen und anderem mehr. Die Decke mit Gold grundiert und ebenfalls reich bemalt.²⁴

Hier erschienen allerlei Personen, um mit den Europäern — unter Einschaltung der japanischen Dolmetscher — ein paar inoffizielle Worte zu wechseln. Zwar wurden Namen oft nicht genannt, doch aus dem Verhalten der Anwesenden erkannten die Faktoreileiter gewöhnlich, wenn hochrangige Personen auftraten.

Die im Zentrum der allgemeinen Aufmerksamkeit stehenden Gäste fühlten sich nicht immer wohl.²⁵ Nun läuft man im Zustand innerer Spannungen leicht Gefahr, die Blicke der Umgebung überzubewerten oder mißzuverstehen, aber es gab auch japanische Herren, die sich an den zudringlichen Zaungästen störten. So verlor 1682 der ehrwürdige Gouverneur Nagasakis die Contenance und zerrte eigenhändig Stellschirme in den Flur, um dem Auflauf des gewöhnlichen Schloßvolk Einhalt zu gebieten.²⁶

In unserer schnellebigen Gegenwart ist Zeit ein knappes Gut. Wir können daher nur schwer beurteilen, ob den Europäern das Warten lang wurde, wenn bisweilen drei, gar vier Stunden verstrichen,²⁷ bis das Zeichen zum Aufbruch kam. Über verwinkelte, zu den Gärten hin offene Außenflure ging es zu einem großräumigen, aber nicht allzu hohen Saal. Zur Verwunderung manches Holländers war bisweilen Eile geboten,²⁸ wenngleich es immer noch zu einem verstohlenen Seitenblick in die schier zahllosen Räume und Gärten reichte.²⁹

Kaempfer war es nicht vergönnt, aber bisweilen durften sogar die zwei, drei europäischen Untergebenen im Gefolge des Faktoreileiters zum Audienzsaal ziehen und dort vom Flur aus in aller Stille das nun folgende „Ereignis“ beobachten.

Der verwehrte Blick

In dem durch Montanus und Kaempfers Illustrationen in Europa bekannt gewordenen „Audienzsaal“ ließ sich der Faktoreileiter an dem ihm zugewiesenen Platz nieder. Zwar befand er sich nun im gleichen Raum mit dem Shôgun, doch der saß nicht nur zu Kaempfers Zeiten hinter einer Art Binsen-Jalousie (jap. misu) und war bestenfalls in Umrissen erkennbar. Diese Blockade des Blickkontaktes wurde von vielen Europäern registriert, was auf eine gewisse Irritation schließen läßt.³⁰ Geht man die Beschreibungen in den Diensttagebüchern der Niederlassung Deshima durch, so wird allerdings deutlich, daß sich die Herrscher in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts durchaus zeigten.³¹ Ab 1663 jedoch fehlt jeglicher Beleg für direkte Blickkontakte zwischen Faktoreileiter und Shôgun.³² Dies geht wohl nicht zufällig einher mit der anfänglich politischen Unsicherheit des jungen Tokugawa-Regimes, das dann unter dem dritten Shôgun der Dynastie zu seiner endgültigen Form fand, was sich auch im Zeremoniellen widerspiegelte.

Kaempfer war keineswegs der erste Europäer, der seine Erlebnisse am Hofe zu Edo zu beschreiben hatte. Schon 1636 brachte der Leiter der niederländischen Handelsniederlassung, François Caron, die Antworten auf eine Reihe von Fragen zu Papier, die ihm sein Vorgesetzter in Batavia, der Generalgouverneur Philip Luccas,

aufgesetzt hatte. Sie wurden neun Jahre später auf niederländisch,³³ danach auch auf deutsch publiziert. Luccas wollte unter anderem wissen, „Wie Könige, Fürsten, Herren und Edelleute Audienz bey ihrer Majestät bekommen und was sie für ein Geleit haben“. Caron blieb in den uns wichtigen Punkten leider sehr kurz. Außer an bestimmten Festtagen gebe der Kaiser alle Monate zwei Mal, nämlich auf den Neu- und Vollmond „öffentliche Audienz allen Königen, Fürsten, Herren und Edelleuten, die ihre Reverentz nach ihrem Stand, Gleid und empfangener Ordnung Ihr[er] Majestät erweisen; und zu solchem Ende“ im „Palast erscheinen“ würden.³⁴

Weitaus interessanter ist die Reaktion Christoph Arnolds, seiner Profession nach Gymnasialprofessor in Nürnberg. Er rückte als Herausgeber der deutschen Übersetzung Carons aufgrund eigener Literaturstudien und persönlicher Kontakte zu Ostindienreisenden langatmige Kommentar ein, in denen der eigentliche Text zu verschwinden droht. Arnold setzt beim Stichwort „öffentliche Audienz“ zu einem zweieinhalbseitigen Diskurs an, der mit der Feststellung beginnt:

Selten aber geschicht es / daß man den Japanischen Kaiser / in den gegebenen Audienzen recht sehen kan; weil sein Angesicht anzuschauen / sträflich ist: Nochvielweniger / daß der Kaiser selbst mündlich / mit der Gesandtschaft / reden solte.

Zur besseren Einordnung dieses bemerkenswerten Verhaltens führt er dann den Leser nach China, wo der „tartarische Cham, nunmehr Kaiser auf dem Reichsstuhl“ sitze. Damit meinte er die durch die Mandschu begründete, neue Dynastie der Qing. Wieder zog Arnold niederländische Gewährsleute zu Rate. Für ein einziges Mal im 17. Jahrhundert konnte die Ostindische Kompanie 1653 eine Gesandtschaft nach Peking (Beijing) entsenden, um die Möglichkeiten eines Handels mit diesem ebenfalls schwer zugänglichen Reiches zu sondieren. Unter den Teilnehmern finden wir den aus Ülzen stammenden Johan Nieuhof. Er publizierte 1665 eine mit Kupferstichen prächtig ausgestattete Beschreibung, die ins Englische, Deutsche und Lateinische übersetzt wurde³⁵ und zu den bedeutendsten China-Schriften jener Zeit zählt. Dem belesenen Arnold waren bei der Lektüre Carons gewisse Ähnlichkeiten aufgefallen:

Denn / als so wol des grossen Mogols, als die Holländischen Gesandten (in der Kaiserlichen Residenz-Stadt Peking) auf einen herrlich-erhabenen Schauplatz / worauf das Haus des Thrones stund / zugleich geführt; und nachdem sie allda niedergekniet / und das Haupt zur Erden geneiget hatten / sich zu setzen genöthiget wurden; sahen sie sich sehr nach dem Kaiser um / und trugen ein grosses Verlangen / die Person dieses gewaltigen Herrn / in ihrer Majest. und Herrlichkeit / einmal anzuseuen: Aber er war dergestalt mit seinen Leuten umgeben und besetzt / daß sie nicht das geringste von ihm kunten zu sehen bekommen. Er saß etwann 30. Schritt von den Gesandten / auf seinem herrlichen Thron; und war von den Lehnen an beeden Seiten (welche wie zween grosse Drachen formiret) so gar bedeckt / daß die Gesandten nichts von ihm / dann ein wenig von seinem Angesicht / gewahr werden kunten. Als nun seine Majest.

eine halbe Viertheilstund auf dem Thron gesessen / erhub er sich mit dem gantzen Comitatz und die Gesandten wieder abtraten / ward Jacob de Keyer gewahr / daß seine Majest. ihnen von hinten nachsahe. [...] Es verwunderten sich aber die Gesandten zum höchsten / daß sie dergestalt wieder weggehen musten; da der Kaiser ihnen mit keinem einigen Wort zugeredet / noch sie irgend wonach fragen / ja sich von ihnen nicht einmal sehen lassen. Allein es ist bey den Chinesern / so wol auch bey vielen andern / Morgenländischen Völkern / ein alter Gebrauch / daß ihre Könige und Kaiser sich selten von ihren Unterthanen / und nochviel weniger von ausländischen Nationen sehen lassen: Daneben haben es die Chinesische Könige / jetzt Kaiser genant / von Alters her so gehalten; daß / wan sie auf dem Königlichen Thron / in ihrer Herrlichkeit gesessen / kein fremder Gesandter / noch jemand anders / dann die Hofleute / ihr Angesicht sehen mögen[...] Neuhof / Bl. 175 176.184³⁶

Andere berichteten aus China gar, daß man dort den Kopf dreimal auf den Boden schlug („bater a cabeça“), so Mendez Pinto in seinem *Peregrinação*³⁷. Schon 1640 tauchte die chinesische Bezeichnung „Quo tham“ (eigentlich kou tou) auf,³⁸ die über die *Lettres Édifiantes*³⁹ Anfang des 18. Jahrhunderts in Europa weiter bekannt wurde und als Kotau, Kowtow etc. das Bild des orientalischen Despoten festigen half.⁴⁰

Der Chinafahrer Neuhof war zwar von solchen orientalistischen Konzepten noch weit entfernt — die Macht und Pracht des Peking Hofes machten erkennbar Eindruck — doch zieht er bereits eine Trennlinie zwischen Morgen- und Abendland gezogen und dem fortschreitenden Europa ein im alten Brauch hängendes, d.h. weniger bewegliches China gegenübergestellt. Und in der Tat ließ sich China von dieser VOC-Gesandtschaft nicht rühren.

„Prostratio“

Neuhof berichtet leider nicht genau, auf welche Weise die Gesandten am chinesischen Hofe „das Haupt zur Erden geneiget hatten“. Für Japan jedoch haben wir eine Reihe diesbezüglicher Aufzeichnungen. Auf den Ruf „Oranda Kapitan“ mußte der im Audienzsaal kniend tief gebeugte Faktoreileiter den Kopf um ein weiteres senken. Verbeugungen und andere Ehrbezeugungen zählten auch an europäischen Höfen zum alltäglichen Gebaren. Eigentlich standen für diese, im japanischen als „heifuku“ (niederliegen) bezeichnete Körperposition durchaus westliche Termini zur Verfügung. Doch sogar in der römischen Kirche war das als Prostration bezeichnete Niederstrecken und Berühren des Bodens mit der Stirn auf wenige Ereignisse wie z.B. die sogenannten drei höheren Weihen und die Segung von Äbten beschränkt. Als Proskynese gehörte es einst zum Zeremoniell des hellenistischen, spätrömischen und byzantinischen Kaisertums. Doch schon die Urchristen mochten diese Form der Ehrerbietung und Selbsterniedrigung nicht auf Menschen anwenden.

Man möchte fragen, was denn nun mit den vier jungen japanischen Christen aus Kyûshû war, die 1585 in Rom auf die Knie fielen, oder jenem stattlichen Repräsentanten des nordjapanischen Fürstenhauses Sendai,

Hasekura Tsunenaga, der 1615 unter großem Pomp nach dreimaligem Fußfall die päpstlichen Füße küßte. Bis zum Überdruß detailliert und illustriert wurden diese Zeugnisse kirchlicher Weltgeltung in Druckwerken verbreitet.⁴¹ Doch im Vatikan galt diese Form der Reverenz nicht dem Menschen, sondern dem Stellvertreter Gottes auf Erden und war daher leichter hinnehmbar.

Nach allem nimmt es daher nicht Wunder, daß die Protestanten auf den Binsenmatten des Schloßes zu Edo je nach psychischer Befindlichkeit die Beschreibung ihrer Lage mehr oder minder vernebelten. Sie „knieten sie nieder“, „senkten sie den Kopf“, „berührten sie mit dem Kopf den Boden“, „legen ihr Haupt nieder“, erwiesen „Reverenz“ nach „alter“ oder „japanischer Weise“. Nur wenige hielten schriftlich fest, daß sie „am Boden lagen“.⁴²

Schweigender Dank

Die Unzufriedenheit mit dem Ablauf der Zeremonie wurde um ein weiteres dadurch gesteigert, daß es zu keinerlei Wortwechsel kam, was Nieuhof und mit ihm Arnold auch am chinesischen Kaiser monierten und abendländischen Vorstellungen von Audienz als Akt der Anhörung zuwiderlief. Eigentlich waren die Vertreter der Kompanie gekommen, um für die Erlaubnis zum Handel in Japan zu danken. Ein Dank für Gunstbeweise dieser Dimension mußte in Europa verbalisiert werden. Nun lagen sie auf dem Boden und durften sich weder rühren noch regen. Doch aus japanischer Sicht taten sie genau das, was man von ihnen erwartete, verbale Akte waren nicht nötig, ja unerwünscht.

Die Kürze des Vorgangs weckte ebenfalls zwiespältige Gefühle. Sicher lag niemandem daran, längere Zeit hingestreckt zu verharren, doch wäre insgesamt ein wenig mehr Zeit vor dem Shôgun durchaus angemessen gewesen. Das Ende der Zeremonie wurde den Faktoreileitern zudem dadurch angezeigt, daß sie der hinter ihnen harrende Gouverneur von Nagasaki am Mantel zupfte, worauf sie rückwärts in Richtung Flur „kriechen“ mußten. Dort konnten sie sich erheben und ins Antichambre zurückkehren. Ringsum strahlende Gesichter. Jahr für Jahr beglückwünschten die anwesenden Japaner die Niederländer für den gelungen Ablauf und die ihnen erwiesene Ehre.

So waren sich die Europäer zwar über die Wichtigkeit und Notwendigkeit der Zeremonie im Klaren, doch wich deren Form so stark von den eigenen Gepflogenheiten ab, daß ein starkes Gefühl der Unzufriedenheit zurückblieb. Überdies gelang es ihnen bis ins 19. Jahrhundert nicht, sich von dem unpassenden Begriff der „Audienz“ freizumachen, wenn sie über die Vorgänge im Schloß zu Edo schrieben. Tsunayoshis „Marotte“ brachte daher nur das ohnehin schon ziemlich volle Faß zu Überlaufen. Daß er durch Kaempfers Beschreibung in Europa zum Prototyp des japanischen „Kaisers“ wurde, wirkt aus heutiger Sicht allerdings wie eine Ironie der Geschichte. Denn gerade dieser Shôgun sprengte die eingefahrenen Konventionen auf und versuchte in jenem „zweiten Akt“ das, was die sich die Europäer — wenn auch in anderer Form und mit anderen Inhalten —

auch wünschten: die Begegnung, den Wechsel von Rede und Gegenrede.

Unverdiente Ehre

Vergessen wir schließlich nicht, daß neben den Niederländern nur die Gesandten aus Korea bis in den Zeremonialsaal vordrangen.⁴³ Und in ihrem Fall handelte es sich um echte diplomatische Ambassadeure mit entsprechenden Papieren. Die Repräsentanten des Königs von Ryûkyû ließ man gerade mal bis zum Veranda-Rundgang jenes Saales vor. Die Ainu wurden gar im Garten abgefertigt. Mithin genossen die Europäer eine Behandlung, die ihren eigentlichen Status als Vertreter einer Handelsgesellschaft bei weitem überstieg. Denn Kaufleute rangierten in der gesellschaftlichen Hierarchie Japans noch unter dem Stand der Bauern, so daß auch die reichen Handelsherren in Ôsaka oder Edo von einer solchen Ehre nur träumen konnten — sofern sie den Mut dazu hatten.

Daß die „Rotschöpfe“ zu Boden gingen, war selbstverständlich. Was den japanischen Fürsten und diplomatischen Abgesandten des koreanischen Reiches abverlangt wurde, hätten sie, die Dank der Huld des Shôgun im Lande weilten und daraus ihren ansehnlichen Nutzen zogen, nie und nimmer verwehren können. Mit dieser Reverenz dankten sie für ihre privilegierte Stellung. Mit der Entgegennahme der Reverenz und der Geschenke wurde zugleich die Huld und Fürsorge des Herrschers demonstriert.

Diese Fremden hatten jede Bedrohlichkeit verloren und ihren Platz in der japanischen Ordnung gefunden, sozial, räumlich und im jahreszeitlichen Rythmus:

Oranda mo hana ni kinikeri uma ni kura⁴⁴

(Sogar die Holländer sind zu unserer Kirschblüte gekommen, Sättel auf den Pferden)